

Mein Leib und meine Seele ... lieben

Universitätspredigt am 12.01.2014, St. Marien, Berlin-Mitte am Alexanderplatz

(Prediger: Prof. Dr. med. Dr. phil. Klaus M. Beier, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin der Charité – Universitätsmedizin Berlin)

Liebe Gemeinde,

die Passagen aus dem Johannesbrief, die wir soeben gehört haben, führen uns in die Mitte der christlichen Botschaft. Gott ist Liebe – das ist sein Wesen, nicht nur eine Eigenschaft neben anderen.

Bevor wir uns die Texte genauer anschauen und ich als theologischer Laie eine Interpretation wagen möchte, sollten wir uns zunächst einmal in Erinnerung rufen, dass Johannes von einem Weltbild ausging, in dem es noch kein Wissen um die Evolution und die Jahrtausende lange Menschheitsgeschichte vor Christus gab.

Vor dieser Differenz kann ich als Mediziner und Hochschullehrer im 21. Jahrhundert nach Christus nicht die Augen verschließen und so ist meine Lesart des Textes durch den gegenwärtigen Erkenntnisstand (mit-)bedingt, jedenfalls soweit ich diesen überschaue, aber auch durch meine klinischen Kenntnisse als Arzt, der sich beruflich seit mittlerweile mehr als 25 Jahren mit der menschlichen Geschlechtlichkeit und auch der Liebe befasst.

Und von diesem Standpunkt aus kann ich sagen, dass mir im Johannesbrief sehr viele Anknüpfungspunkte für die existenziellen Bedürfnisse des Menschen unserer heutigen Zeit entgegentreten und ich verbinde dies mit der Annahme, dass dies bei früheren Generationen ebenfalls vorgelegen haben dürfte.

Zum Text: Was lesen wir bei Johannes?

Liebe – so eine der zentralen Aussagen des Briefes – ist dadurch entstanden, dass Gott uns zuerst geliebt hat, dass er – so wörtlich – „seinen eingeborenen Sohn gesandt hat in die Welt, dass wir durch ihn leben sollen“. Menschliche Liebe lässt sich somit als eine Antwort auf das Geschenk der liebenden Zuwendung Gottes zu allen Menschen verstehen.

Dieser Kern, dieses Zentrum der Botschaft, lässt sich auf drei Ebenen weiter ausformulieren:

1. Am Anfang steht die Liebe Gottes – und diese ist bedingungslos. Er gibt sie ohne etwas zu fordern und er gibt sie auch dann, wenn die Menschen durch ihre Fehlbarkeit diese Liebe immer wieder auf eine Probe stellen.

2. Diese bedingungslose Liebe nimmt die Furcht - sagt uns jedenfalls der Vers 18 aus Kapitel 4 des ersten Johannesbriefes: „Die völlige Liebe treibt die Furcht aus“.

3. Nicht nur durch Worte soll die Liebe zum Ausdruck kommen, sondern durch Handlungen. Ja, Gott wird hier selbst als ein Handelnder gezeigt, schickt er doch seinen eigenen Sohn als Ausdruck dieser Liebe.

Im Johannesbrief heißt es nun, dass wir Gott nie sehen und daher nur die Möglichkeit haben, das zu tun, was er uns vorgegeben hat, auch wenn dies nur in einer fehlbaren, nämlich menschlichen Weise geschehen kann.

Es bleibt also nur diese bedingungslose Liebe im Miteinander zu realisieren, so oft uns das möglich ist und so oft wir damit auch scheitern mögen. In dem wir also das tun sind wir am stärksten mit dem Göttlichen verbunden. Und zwar durch Handlungen. Also durch das Tun. Nicht durch das Wort.

Die Kirche steht dafür, diesem Auftrag als Institution gerecht zu werden. Eine eigene Instanz diesbezüglich ist die Diakonie.

Kirchengeschichtlich ist der Ursprung dafür, dass das „Gebet“ und der „Dienst am Wort“ nicht ausreichte, sondern die Menschen konkrete Hilfen benötigten, nämlich den „Dienst an den Tischen“. Laut Apostelgeschichte war das aber nicht bloß ein Art Verteilungsdienst, sondern die Tätigen sollten „voll heiligen Geistes und Weisheit“ sein (vgl. Apostelgeschichte 6,3) und einen der Kirche wesentlichen Auftrag – eben die geordnete Nächstenliebe – wahrnehmen.

Die Diakonie versucht entsprechend, durch konkrete Handlungen die Fürsorge, den Schutz, die Achtung für all diejenigen zu leisten, die schutzlos, ohne Absicherung in der Gesellschaft in großer Gefahr sind, missachtet zu werden.

Was geschieht hier? Etwas sehr Bedeutsames, nämlich die Erfüllung der - bei uns allen vorhandenen - existenziellen Grundbedürfnisse.

Um das zu erklären muss ich etwas weiter ausholen:

Es gibt einen Unterschied zwischen den Grundbedürfnissen nach Nahrungsaufnahme oder dem Bedürfnis nach Schlaf und dem Angewiesensein auf liebevolle Zuwendung.

Der Unterschied besteht darin, dass wir die ersteren auch allein realisieren können, während wir bei der Liebe auf den Anderen, auf ein Gegenüber angewiesen sind.

Dieses Verwiesensein auf den Anderen ist stammesgeschichtlich im Menschen angelegt. Alle sozial organisierten Säugetiere, im Besonderen Primaten und vor allem der Mensch sind auf Bindung programmierte und von Bindungen abhängige „Beziehungswesen“.

Ihre Überlebenschancen – nicht nur die physischen – hängen davon ab, in wie weit ihr existenzielles Grundbedürfnis nach emotionaler Stabilisierung durch Angenommen-Sein und Zugehörigkeit realisiert wird.

Und es kommt noch ein weiteres Moment hinzu: Diese Stabilisierung mit den daraus resultierenden Gefühlen von Sicherheit und Geborgenheit kann besonders intensiv in der körperlichen Nähe von (intimen) Beziehungen verwirklicht werden, was erklären mag, dass therapeutische Ansätze in der Sexualmedizin ganz zentral auf diesem Grundverständnis basieren.

Denn: Diesen Zusammenhang zwischen emotionalen und körperlichen Erlebensbereichen zeigen auch neurobiologische Befunde. Sie machen verstehbar, in welchem Ausmaß das Gehirn ein auf zwischenmenschliche Beziehungen eingestelltes und von Bindungen abhängiges System ist, wobei dem Neuropeptid Oxytocin – experimentellen Befunden zufolge – eine prominente Rolle zukommt. Es dürfte auch für die psychobiologische Stressantwort im Sinne einer Reduktion von Stress in Paarbeziehungen eine relevante Größe sein.

So haben Forschungen, die auf bildgebenden Verfahren beruhen, zeigen können, dass allein der Blick auf die geliebte Person diejenigen Gehirnzentren deaktiviert, die Stress und Angst verschalten. Also neurobiologisch wird der Körper auf Entspannung umgeschaltet.

Andererseits macht dies wiederum verständlich, warum in Paarbeziehungen ein abwertendes und destruktives Kommunikationsverhalten auch negative Resultate hervorbringt: So werden beispielsweise bei Bluthochdruckpatienten der Blutdruck und die Herzfrequenz erhöht, oder die Immunfunktionen des Körpers wird reduziert. Oder um es noch einmal anders zu sagen: Der stärkste Einflussfaktor auf die Sterblichkeit von chronisch

Kranken ist die soziale Unterstützung, die sie erfahren. Diese wirkt stärker auf die Gesundungsprozesse als wenn sie mit dem Rauchen aufhören würden.

„Die beste Arznei für den Menschen ist der Mensch. Der höchste Grad dieser Arznei ist die Liebe“ – so formulierte es schon Paracelsus, eine Erkenntnis, die ihm aber die erbitterte Gegnerschaft der damaligen etablierten Mediziner und Apotheker eintrug. Mit Blick auf den Johannesbrief könnten wir heute formulieren: Bedingungslose Liebe vertreibt die Furcht, oder durch unsere heutigen Erfahrungen entsprechend ergänzt: Liebe reduziert Stress. Verhindert Krankheiten, hält gesund.

Nun könnte man sich fragen, wenn wir diese Botschaft von der Liebe haben und wenn wir von unserer stammesgeschichtlichen Herkunft her auf Beziehung hin angelegt sind – ja warum gelingt dann so wenig davon.

Bitte erwarten Sie jetzt keine umfassende Antwort von mir. Aber eine Richtung möchte ich doch andeuten: Sie verweist auf den Leib.

Vom Leib ist im ersten Johannesbrief im Kapitel 4 die Rede, in dem darauf hingewiesen wird, dass „Jesus Christus im Fleisch gekommen“ ist, also mit seinem Leib von Gott hingegeben wurde – als Opfer und Ausdruck der verzeihenden Liebe.

Menschen haben Leiber, die sich mit anderen Leibern verbinden können – und zwar auch in einer Form, die keine Bedingungen stellt. Nämlich in körpersprachlichen Begegnungen, die vom innigen Blick, über den Händedruck und die Umarmung, bis zum Kuss und der Zärtlichkeit bis hin zur vielleicht aussagekräftigsten Form, der geschlechtlichen Vereinigung reichen. Das wären dann keine bloßen Worte, sondern Handlungen – deren Sinn sich auch von der Botschaft der Liebe her verstehen lässt.

Menschen können in der körperlichen Begegnung sogar besonders intensiv Annahme und Wertschätzung erfahren, so dass hierdurch die Erfüllung psychosozialer Grundbedürfnisse nach Akzeptanz und Sicherheit nicht nur möglich wird, sondern – so würde ich es einmal provokativ formulieren – als eine menschliche Entsprechung zur göttlichen Liebe anzusehen ist, eben auch weil der Leib beteiligt ist. Dies vor allem dann, wenn eine Wechselwirkung mit dem Gegenüber gegeben ist und beide darauf vertrauen können, dass sie mit Leib und Seele authentisch geliebt werden, um sich mit Leib und Seele liebend hinzugeben zu können.

Dieser Zusammenhang verweist nun auf den Beginn des menschlichen Lebens, denn hier ist ja der eigentliche Startpunkt für die erfahrene Liebe durch die elterlichen Bezugspersonen und das daraus bewirkte Vertrauen in das Gelingen von Beziehungen, was dann Menschen befähigt, mit „Leib und Seele“ authentisch und respektvoll kommunizieren zu können.

Was wissen wir nun hierüber? Die englische Bindungsforscherin Mary Ainsworth hat genau diesen Zusammenhang deutlich gemacht, indem sie beschrieb, was sie unter „mütterlicher Feinfühligkeit“ verstand:

1. die Wahrnehmung des Befindens des Säuglings, d.h. sie hat das Kind aufmerksam „im Blick“, ist geistig präsent und hat keine zu hohe Wahrnehmungsschwelle;
2. die „richtige“ Interpretation der Äußerungen des Säuglings gemäß seinem Befinden, und nicht gefärbt durch ihre eigenen Bedürfnisse;
3. eine „prompte“ Reaktion, damit der Säugling den Zusammenhang zwischen seinem Verhalten und der mütterlichen Handlung eine Assoziation herstellen kann. Sonst bliebe sein Verhalten „nutzlos“
4. die „Angemessenheit“ der Reaktion, die dem Säugling gibt, was er braucht.

Diese „Angemessenheit“ in der Kommunikation zwischen Mutter und Kind stellt die eigenen Bedürfnisse zurück, stellt keine Bedingungen und bezieht ganz selbstverständlich die Körper ein. Der Vorgang des Stillens bringt dies besonders deutlich zum Ausdruck. Aber auch das „In den Armen halten eines Kindes“ oder das „Trösten durch körperliche Nähe“ zeugen davon und verdeutlichen diese leibseelische Verbindung. Nicht nur Mütter, sondern auch Väter sind auf diese Form der Beziehungsgestaltung innerlich vorbereitet – eben weil sie auf Bindung biologisch programmiert sind, was z.B. durch die geschlechterübergreifende Reaktionsfähigkeit auf das „Kindchenschema“ deutlich wird.

Wieso können Sie jetzt fragen, setzt sich diese frühkindliche Erfahrung nicht automatisch fort bis in das Erwachsenenalter – warum ist dort die Einbeziehung des Leibes in die liebende Begegnung weniger selbstverständlich, ja zum Teil negativ besetzt?

Auch hier muss ich für eine Antwort etwas ausholen:

Von den zwei griechischen Wörtern für Liebe – Eros und Agape – bevorzugen die neutestamentlichen Schriften das letztere, das Wort Agape, das im griechischen Sprachgebrauch nur am Rande gestanden hatte, was sich vielleicht dahingehend verstehen lässt, dass das Christentum eine neue Sicht der Liebe geprägt hat.

Friedrich Nietzsche hat dies scharf kritisiert: Das Christentum habe dem Eros Gift zu trinken gegeben, wodurch er zum Laster entartet sei. Damit, so lässt sich der Gedanke weiterführen, sei nun gerade diese intensive Form des Erlebens negativ besetzt und die Chance vereitelt worden, das Göttliche spüren zu können.

Nun hatte sich in der vorchristlichen Welt der „Eros“ insofern verselbständigt als darin der Rausch, ein Überwältigtwerden durch eine göttliche Macht gesehen wurde, die zur Seligkeit führe, was uns Phänomene wie die „heilige“ Prostitution erklärt, die in vielen Tempeln praktiziert wurde.

Um den Gedankengang Nietzsches einmal umzudrehen: In der vorchristlichen Zeit wurde aus dem Eros „Dope“, also ein Aufputzmittel, „Speed“ wie man heutzutage sagen würde. Und das führt zur Entpersonalisierung, was erklärt, warum die Prostituierten im Tempel nicht als Personen behandelt wurden, sondern lediglich als Objekte zum Vollzug der göttlichen Ekstase.

Deutlich wird aber dennoch: Liebe und zwar auch als erotische Liebe hat etwas mit dem Göttlichen zu tun: Sie verheißt etwas den Einzelnen Transzendierendes, einen Überstieg des individuellen Daseins.

Es mag viele verwundern – soll hier aber besonders für die Studierenden an der Humboldt-Universität in Erinnerung gebracht werden: Diese Gedanken hat kein Geringerer als der Universitätsgründer Wilhelm von Humboldt - wenn man so will - säkular formuliert: Individualität ist begrenzt und das Geschlecht selbst ist eine Grenze. Durch die Zugehörigkeit zu dem einen Geschlecht, gehört man automatisch nicht dem anderen an und ist insofern eingeschränkt. Nur: Die Geschlechtlichkeit selbst ist ein Motor für die Hinwendung zum anderen, d.h. aus der Differenz heraus entsteht eine Spannung, diese wiederum enthält die Entwicklungspotentiale beider, sofern jeder die Entfaltung des anderen und dessen Wachstum möchte, was in eigenem Interesse der Fall sein sollte, weil erst dadurch die eigene Weiterentwicklung möglich wird. Alles ist in einen Austausch, in einen Dialog eingebunden, der letztlich das Neue hervorbringen und damit Wachstum erst ermöglichen soll, denn nur im Austausch mit dem anderen entwickelt man sich weiter. Ein zutiefst humaner Ansatz, der eine Grundannahme beinhaltet – dass die Selbstrücknahme, das Wollen der Entwicklung des anderen, erst jenen Überstieg des individuellen Daseins zur Folge haben kann. Dazu muss man sich in den Dienst des anderen stellen.

Und so lässt sich auch im 1. Johannesbrief der Vers 7 vom Kapitel 4 verstehen: „...denn die Liebe ist von Gott, und wer liebhat, der ist von Gott geboren und kennt Gott“. Da ist auch von einem Überstieg zu etwas die Rede, was wir nie gesehen haben: „Niemand hat Gott jemals gesehen. So wir uns untereinander lieben, so bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist völlig in uns.“

Hier wird der Sachverhalt, um den es mir geht, nochmals besonders deutlich: Ich kann über das Göttliche zwar nachdenken und es hilfswise in Worten ausdrücken – erfahren kann ich es aber in der Liebe.

Doch hier haben wir diese Schwierigkeit erneut, von der ich bereits gesprochen habe. Wir haben den Brief, die Botschaft, die alles enthält, doch es geschieht nicht und die zweitausend Jahre Kulturgeschichte nach Johannes sind ja voller Belege davon, dass die Menschen diesen Überstieg zum Göttlichen nicht mit ihren Leibern zu vollziehen vermögen.

Dazu ein kurzer Einblick in die klinische Arbeit der Sexualmedizin:

Eine 19jährige Auszubildende, die seit 2 Jahren mit einem 23jährigem KfZ-Mechaniker zusammenlebt, klagt darüber – und das führt sie zu uns – dass sie nach dem Geschlechtsverkehr immer „brennende Schmerzen“ habe. Sie habe schon alle möglichen „Cremes“ ausprobiert, es seien mehrere Blasenspiegelungen wegen Blasenentzündungen durchgeführt worden – an der Symptomatik habe sich nichts geändert. Es sei zum Verzweifeln. Beim Vortrag darüber weint sie.

Sie stammt aus einer streng christlich geprägten Familie – Austausch von Zärtlichkeiten zwischen den Eltern habe sie nie beobachten können, vor Sexualität sei gewarnt worden. Als Kind sei ihr verboten worden, die Scheide zu berühren – Waschungen seien nur mit Waschlappen erfolgt. Es fanden abendlich durch die Mutter Kontrollen statt, wo sie im Bett ihre Hände halte. Vermieden werden sollte ein Berühren der Genitalien.

Man muss nun kein Experte sein um zu erkennen, dass der Leib hier eine negative Bedeutungszuweisung erhalten hatte, die direkt mit der sexuellen Verwirklichung gekoppelt war – und dies bei der Liebe, die sie gegenüber ihrem Freund empfand und auch von diesem sich selbst gegenüber empfing.

Die junge Frau wurde zu körperlicher Selbsterfahrung ermutigt, der Partner in die Behandlung einbezogen und eine andere, positive Bedeutungszuweisung für Sexualität erreicht, in dem sich die Körper schmerzfrei begegnen konnten.

Mein Leib und meine Seele...lieben.

Die menschliche Liebe eröffnet vor allem in der intimen Begegnung der Körper die Möglichkeit zur leiblichen und seelischen Erfüllung wie in keinem anderen Erlebensbereich – wenn das Gefühl entsteht, wirklich gemeint zu sein, so, wie man ist, wie man von Gott geschaffen wurde. In diesem Fall ist Sexualität eine Gabe Gottes um seine Liebe sichtbar zu machen.

Weder „Vergiftung“ noch „Doping“ liegen vor, wenn die Liebe – einschließlich der erotischen Liebe – die Verfasstheit des Wesens Mensch „aus Leib und Seele“ widerspiegelt, wenn Leib und Seele also - zu innerer Einheit ausgebildet - weder das eine noch das andere überhöhen. Nur so kann Liebe – als Agape und als Eros – auf den ersehnten Anschluss zum Göttlichen hoffen.

Und nicht durch Schönheitsoperationen.

Die Geschlechterliebe hat nämlich mit der Ästhetik praktisch nichts zu tun; letztere ist gewissermaßen nur „aufgefropft“. Es geht eben gerade nicht um Schönheit bei der Liebe, sondern um den Wunsch, die Vereinzelung durch das authentische Gefühl des Angenommenseins durch einen Partner auszugleichen. Liebt man den anderen aber nur aufgrund bestimmter „Schönheits“-Merkmale kann dieses Gefühl gerade nicht authentisch entstehen. So heißt es dann auch bei dem Religionsphilosophen Walter Schubart: „Nicht die Schönheit bestimmt, was wir lieben, sondern die Liebe bestimmt, was wir schön finden. Der Eros folgt nicht der Schönheit, sondern sie folgt ihm; er taucht alles, was er berührt in den Glanz der Schönheit. Weil wir es lieben, erscheint das Geliebte schön, aber nicht weil es schön ist, lieben wir es.“ Wir lieben also gerade nicht das, was wir „schön und gut“ finden, sondern umgekehrt: Was (auch immer) wir lieben, das finden wir „schön und gut“ – und damit auch „richtig“.

Und das merkt der oder die Geliebte – er merkt die Bedingungslosigkeit, die Ainsworth als Grundlage ihres Konzeptes der Feinfühligkeit ansieht.

Und in der Tat gibt es eine Vielfalt erotischer Begegnungen, die dadurch gekennzeichnet sind, dass sie personal getragen und jene Leib-Seele-Einheit abbilden und damit dann auf intensivste Weise die Grundbedürfnisse nach Sicherheit, Geborgenheit, Akzeptanz erfüllen. Und nur wenn man diese Möglichkeit zulässt, erschließt sich der Johannesbrief ganz.

Und seine Interpretation eröffnet auch den Raum für jene Vielfalt menschlicher Sexualität, welche durch ein großes Spektrum von Erscheinungsformen gekennzeichnet ist, die eben auch vom Durchschnitt abweichende sexuelle Ausrichtungen aufweisen kann.

Wenn ganz aktuell das Bekenntnis eines ehemaligen Fußballprofis zu seiner gleichgeschlechtlichen Orientierung in den Medien in großem Umfang aufgegriffen wird, verdient ein Punkt in der Berichterstattung besondere Beachtung: Dass er lange mit einer Frau zusammen lebte, obschon dies nicht seiner sexuellen Orientierung entsprach. Und auch sein Outing nach Karriere-Ende zeigt wie groß die Angst vor sozialer Ausgrenzung gewesen sein muss.

Die sexuelle Neigung wird so zu einer Vor-Bedingung für Annahme und Wertschätzung. Dabei haben wir gesehen: Derartige Vorbedingungen sind mit christlicher Ethik nicht vereinbar: Gott liebt ja zuerst – gerade ohne Forderungen zu stellen.

Im Johannesbrief steht gerade nicht, dass es Menschen gibt, die hiervon ausgeschlossen sind. Er gilt für alle, die sich in Liebe begegnen und zur Vermittlung ihrer Zuneigung auch die sexuelle Sprache ihre Leiber einsetzen – im gegenseitigen Respekt und getragen von Wertschätzung: „Denn das ist die Botschaft“, die wir von Johannes vernehmen: „...dass wir uns untereinander lieben sollen“.

Nur: Den eigenen Leib und die eigene Seele zu lieben, wird Menschen, die einer sexuellen Minorität angehören, besonders schwer gemacht, wenn sie nicht das Vertrauen auf diese grundsätzliche Annahme haben können.

Um dies nochmals aus der klinischen Arbeit der Sexualmedizin zu illustrieren:

Eine 17-jährige Internatsschülerin war altersgerecht in die Pubertät gekommen, sie hatte diese hinsichtlich der körperlichen Entwicklung abgeschlossen und zeigte eine klare Identifikation mit der weiblichen Geschlechtszugehörigkeit bei positiver weiblicher Rollenübernahme. Die – sehr unglücklich wirkende – Mutter hatte den Termin vereinbart, nachdem die Tochter ihr zuvor gestanden hätte, sie „glaube“, dass sie „lesbisch“ sei.

Im (Einzel-)Gespräch berichtete die Tochter, seit dem 13. Lebensjahr für Mädchen geschwärmt zu haben. Im Alter von 16 Jahren hätte sie sexuelle Kontakte mit einem 18-Jährigen gehabt und sich von der Frauenärztin deshalb die „Pille“ verschreiben lassen. Ihre Familie habe den Freund gekannt und alle hätten gemeint, sie würden „gut zueinander passen“. Ihr sei es aber immer so vorgekommen, als ob „irgendetwas nicht stimmte“.

Sie habe sich jetzt in eine Mitschülerin verliebt und sehne sich nach intimen Begegnungen mit dieser. Selbstbefriedigung habe sie bisher nicht gemacht, sie hätte „Angst“ davor, dass sie sich dabei Frauen als Partnerinnen vorstellen könnte. Immerhin sei die Mutter „fast zusammengebrochen“, als sie ihr erzählt habe, dass sie sich sexuell von Frauen angezogen fühle.

Vor der Reaktion des Vaters „fürchte“ sie sich regelrecht. Im Einzelgespräch mit der 17-Jährigen wurde versucht ihr zu vermitteln, dass zur Findung der sexuellen Identität die körperlichen Selbsterfahrungen wichtig seien und die sexuelle Präferenz sowieso bereits festgelegt wäre – sie also gar nichts falsch machen könne. Die später von ihr berichteten Masturbationsfantasien belegten dann die gynäphile (auf Frauen gerichtete) Orientierung. Im Elterngespräch wurde vor allem herausgestellt, dass die Tochter in keiner Weise in ihrer Lebens- und Beziehungszufriedenheit eingeschränkt sein wird, wenn sie das basale Gefühl hat, dass ihre primären Bezugspersonen sie so lieben wie sie ist und hinter ihr stehen – unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung. Der Vater versicherte glaubhaft, dies genauso zu sehen und machte sich – zur Erleichterung der Mutter – mehr Gedanken darüber, warum die Tochter so große Schwierigkeiten hatte, sich speziell ihm anzuvertrauen.

Wir können annehmen: Es ist die Furcht. Und Liebe vertreibt die Furcht.

Also noch einmal: Es geht um Handlungen und um das Zeigen der Zuneigung und um Offenheit: „Meine Kindlein“, sagt Johannes in seinem Brief „lasset uns nicht lieben mit Worten (...), sondern mit der Tat und mit der Wahrheit.“

Und vom großen Mystiker Meister Eckehart, erfahren wir – und damit will ich die Predigt schließen: „Der wichtigste Augenblick ist immer die Gegenwart. Der bedeutendste Mensch ist immer der, der dir gerade gegenüber steht. Das notwendigste Werk ist immer die Liebe.“

Textgrundlage

Erster Johannesbrief, drittes Kapitel:

11. Denn das ist die Botschaft, die ihr gehört habt von Anfang, dass wir uns untereinander lieben sollen.

18. Meine Kindlein, lasset uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der Tat und mit der Wahrheit.

23. Und das ist sein Gebot, dass wir glauben an den Namen seines Sohnes Jesus Christus und lieben uns untereinander, wie er uns das Gebot gegeben hat.

24. Und wer seine Gebote hält, der bleibt in ihm und er in ihm. Und daran erkennen wir, dass er in uns bleibt; an dem Geist, den er uns gegeben hat.

Erster Johannesbrief, viertes Kapitel:

1. Ihr Lieben, glaubet nicht einem jeglichen Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind; denn es sind viel falsche Propheten ausgegangen in die Welt.

2. Daran sollt ihr den Geist Gottes erkennen: Ein jeglicher Geist, der da bekennt, dass Jesus Christus ist im Fleisch gekommen, der ist von Gott.

7. Ihr Lieben, lasset uns einander lieb haben, denn die Liebe ist von Gott, und wer liebhat, der ist von Gott geboren und kennt Gott.

8. Wer nicht liebhat, der kennt Gott nicht; denn Gott ist Liebe.

(Gott ist Liebe – das ist sein Wesen, nicht nur eine Eigenschaft neben anderen.)

9. Daran ist erschienen die Liebe Gottes, dass Gott seinen eingeborenen Sohn gesandt hat in die Welt, dass wir durch ihn leben sollen.

10. Darin steht die Liebe: Nicht, dass wir Gott geliebt haben, sondern, dass er uns geliebt hat und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünden.

11. Ihr Lieben, hat uns Gott so geliebt, so sollen wir uns auch untereinander lieben.

12. Niemand hat Gott jemals gesehen. So wir uns untereinander lieben, so bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist völlig in uns.

18. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibt die Furcht aus; denn die Furcht muss vor der Strafe zittern. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe.

19. Lasset uns lieben, denn er hat uns zuerst geliebt.